

dtv extra

T. A. Barron

MERLIN

und die Flügel
der Freiheit



PROLOG

Flügel, tragt mich zurück! Wie oft habe ich in den Jahrhunderten seit jenem Tag davon geträumt, zu jenem Ort und jener Zeit zurückzukehren, noch einmal vor der Entscheidung zu stehen, die alles veränderte.

Doch diese Sehnsucht ist sinnlos. Ein verlorener Gedanke kann vielleicht wiedergeboren werden, aber ein verlorener Tag ist für immer verschwunden. Und selbst wenn ich zurückkehren könnte – würde ich mich anders entscheiden? Wahrscheinlich nicht. Doch wie kann ich sicher sein? Sogar nach all diesen Jahren weiß ich so schrecklich wenig.

Aber eins weiß ich, ein Geschenk jenes längst vergangenen Tages: Flügel sind weit mehr als gefiederte Arme. Sie sind halb Geheimnis, halb Wunder. Denn was den Körper in die Lüfte trägt, kann auch die Seele zum Fliegen bringen.

Der Junge saß allein am Ufer, die nackten Füße im Wasser.

Sein sandfarbenes Haar ringelte sich zwar in lustigen Locken, doch seine Augen, so braun wie der Bergsee vor ihm, wirkten seltsam traurig. Nicht als ob es ihm etwas ausgemacht hätte, allein zu sein. Soweit er sich erinnern konnte – den größten Teil seiner acht oder neun Jahre –, hatte er so gelebt. Selbst wenn ihn andere an ihrem Tisch willkommen hießen, ihm ein Strohlager für die Nacht boten oder ihn an ihren Spielen teilnehmen ließen, wusste er, dass sein einziger wahrer Gefährte die Einsamkeit war.

Sein Leben war einfach – genau wie sein Name, Lleu. Ob ihm seine Eltern diesen Namen gegeben hatten, bevor sie starben, oder jemand anders, den er auf seinen Wanderungen getroffen hatte, wusste er nicht. Und warum sollte es wichtig sein? Der Name war nur ein Wort. Ein Laut. Sonst nichts.

Er pflückte einen Riedhalm, fuhr mit dem Finger den Schaft entlang, als wäre er ein winziger Speer, und schleuderte ihn auf ein welkes Blatt, das im Wasser schwamm. Ein perfekter Wurf: Das Blatt sank unter dem Gewicht und schickte Ringe kleiner Wellen über den See. Während das Wasser an seinen Zehen leckte, lächelte der Junge beinahe.

Dann sah er, dass sein Speer einen kleinen Käfer mit lavendelfarbenem Rücken von dem Blatt geworfen hatte, und beugte sich vor. Das kleine Insekt zappelte und versuchte erfolglos die nassen Flügel im Wasser zu bewegen. In ein paar Sekunden würde es ertrinken. Der Junge streckte das Bein aus, fing den Käfer auf seinem Zeh und brachte ihn sicher ans Ufer.

»Na siehst du, Freund.« Er nahm das winzige Geschöpf in die Hand und blies sacht auf die Flügel. »Nur ein bisschen Sonne und schon fliegst du wieder.«

Fast wie zur Antwort zitterte der Käfer, hob sich in die Luft und flog schwankend herum. Dann schwenkte er auf den Kopf des Jungen zu. Mit einem feuchten Klaps landete er auf dem Ohr und kroch weiter auf eine der herunterhängenden Locken.

»Du magst mich, was?«

Der Junge lachte in sich hinein und wandte sich wieder dem See zu. Das war einer seiner liebsten Lagerplätze, wenn seine Wanderungen ihn in diesen Teil Fincayras führten. Selbst jetzt, wo die Tage kürzer wurden und viele

Bäche unter Eis erstickten, plätscherte hier das Wasser ungehemmt. Mehr als einmal hatte er an dieser Stelle einen Fasan gefangen oder als Abendessen Brombeeren vom Ufer verspeist. Und es war still, weit entfernt von allen Straßen und den niederträchtigen Schurken, denen er manchmal dort begegnete.

Aber die Begegnungen waren kurz. Er rannte schneller als jeder von ihnen. Wenn es nötig war, konnte er einen ganzen Tag lang laufen ohne anzuhalten. Jetzt hob er einen Fuß aus dem Wasser und betrachtete die Hornhaut, die dick und rau wie das Leder eines alten Stiefels war. Aber besser. Diese Sohlen würden sich nicht abnutzen. Alles, was sie nach einer langen Tageswanderung brauchten, war ein Bad in einem Bergsee wie diesem.

Lleu hob den Kopf. Er schaute zum winterlichen Himmel hinauf und beobachtete, wie die grauen, schweren Wolken über die kahlen Bäume auf der anderen Seite des Sees zogen. Dann betrachtete er wieder seinen Fuß und überlegte, dass er wirklich dankbar wäre für ein Paar Stiefel oder wenigstens Sandalen angesichts der kommenden kälteren Tage. Tage, in denen er vielleicht weite Schneestrecken durchqueren musste, um seine nächste Mahlzeit zu finden.

Es hatte bestimmt einige Vorteile, Waise zu sein. Er konnte gehen, wohin er wollte, schlafen, wo es ihm gefiel. Der Himmel über ihm war sein Dach, oft strahlend ange malt. Mahlzeiten gab es zu ungewöhnlichen Zeiten, doch immerhin gab es sie meistens. Er erwartete wenig und bekam es normalerweise. Und doch... sehnte er sich nach mehr. Er stellte den Fuß zurück ins kühle, dunkle Wasser des Sees, rot gefärbt von den Blättern, die noch an den Brombeerbüschen hingen, und dachte an einen anderen

Ort, eine andere Zeit – zu fern, um in seinem Gedächtnis aufbewahrt zu sein, doch unmöglich zu vergessen.

An ihren Namen konnte er sich nicht erinnern, noch nicht einmal an ihr Gesicht. Die Farbe ihrer Augen, die Form ihres Mundes, die Länge ihres Haars – alles lag verborgen, noch tiefer begraben als seine Träume. Er kannte weder ihren Namen noch den Klang ihrer Stimme. Er war noch nicht einmal sicher, dass sie seine Mutter war.

Aber er erinnerte sich an ihren Geruch. Erdig wie gefallenes Laub, leicht bitter wie Hagebutten im Sommer, würziger als Mädesüß.

Sie hatte ihn gehalten, das wusste er noch. Wenn er an einem Bergsee wie diesem saß und eine Schwarzdrossel trillern und den Wind durch die Riedgräser summen hörte, war er sicher, dass sie ihm auch etwas vorgesungen hatte. Ja, bestimmt! Was für ein Lied mit welcher Melodie, konnte er nicht sagen. Doch er wusste, dass sie ihn an sich gedrückt und leise gesungen hatte, während sie ihn mit ihrer duftenden Haut umgab.

Er schauderte. Wahrscheinlich, sagte er sich, lag nur eine plötzliche Kälte in der Luft. Die Sonne schien schwächer um diese Jahreszeit und der Wind war rauer. Schon säumte dünnes Eis das andere Ende des Sees. Lleu wusste, dass die längste Nacht des Jahres bevorstand.

Aber er hatte andere Winter überlebt, mindestens fünf oder sechs, und er würde auch diesen überstehen. Morgen würde er weiter nach Süden wandern, näher an die Küste. Die Wiesen dort blieben meist vom Frost verschont, und wenn Schnee fiel, blieb er selten länger als einen Tag oder zwei liegen.

Lleu sagte sich, solange er dem Meer nicht zu nahe kam und der Küste, wo der dunkle Nebel endlos wogte und ver-

zerrte Gestalten und drohende Gesichter bildete, würde ihm nichts geschehen.

Ein Feuer. Das brauchte er jetzt. Er griff in die Tasche seiner Tunika und drückte die trockenen Rindenstücke und die beiden Eisensteine, die nie verfehlten eine Flamme zu zünden. Er würde sich wärmen, ebenso den Streifen getrocknetes Rindfleisch, den ihm ein Mann am Morgen freundlich zugeworfen hatte, und sich ein Lager für die Nacht machen.

Lleu stand auf und schaute über das Ufer, während er mit den Füßen im Schlamm platschte. Aus Erfahrung wusste er, wie schwer und dick die Stöcke sein mussten, die er für ein gutes Feuer brauchte: einige so dünn wie sein kleiner Finger, ein oder zwei Arm voll größere und mindestens einer etwa so dick wie sein Bein. Trockenes Anzündmaterial war schwieriger zu finden, besonders um diese Jahreszeit, deshalb hatte er immer etwas bei sich. Sonst müsste er einen Stoffstreifen von seiner Tunika benutzen. Und seine Tunika zu verbrennen bedeutete seine Decke zu verbrennen.

Hinter den Büschen erspähte er den größten Ast, den er brauchte, ein kräftiger Wind hatte ihn von einem Weißdornbaum gerissen. Er lief hinüber. Aber der Ast wog mehr, als er gedacht hatte – zu schwer zum Tragen, selbst zum Ziehen. Dennoch versuchte er es, zerrte daran mit aller Kraft. Doch er brachte den Ast nicht von der Stelle.

»Na schön«, murmelte er vor sich hin, »ich hau dich kaputt! Es reicht auf jeden Fall für ein gutes Feuer.«

Er stemmte den Fuß gegen eine zersplitterte Stelle und griff nach dem oberen Ende. Dann zog er, so fest er konnte. Der Ast wackelte, knarrte ein wenig, brach aber nicht. Wieder versuchte es Lleu, wieder ohne Erfolg.